

Unter Apfelbäumen

PASTORAL DE LA TIERRA IN DEN BOLIVIANISCHEN ANDEN

TEXT: CHRISTINA WEISE, FOTOS: MARTIN STEFFEN

Das Leben in den bolivianischen Anden ist geprägt von harter Arbeit und Hunger. Roberto wollte deswegen in die Stadt ziehen. Doch dann setzte er eine verrückte Idee um. Seit er Äpfel anbaut, geht es seiner Familie so gut wie noch nie.

Vor dem atemberaubenden Andenpanorama gut zu erkennen: Plantagen und terrassierte Felder, eine alte Kulturtechnik, neu entdeckt.



Die Zweige wippen, Blätter rascheln. Schon wieder. Noch einmal. Für einen Moment lässt das Blätterdach die heißen Sonnenstrahlen als kleine Punkte auf dem trockenen Boden tanzen – wie in einer Disco. Darunter hüpfen drei Jungen in die Höhe und strecken ihre Arme nach den saftigen rot-gelb-gesprenkelten Äpfeln aus.

Das grüne Netz, das zum Schutz vor den Vögeln über die Apfelbäume gespannt ist, wird angehoben und Roberto Condori tritt, den Hut in der Hand, in den wohlthuenden Schatten seiner Apfelbäume. Kopfschüttelnd, aber mit einem belustigten Lächeln schaut er seine drei Söhne an, die die reifen Äpfel anschnarchen. „Im ersten Jahr, als meine Kinder die Früchte noch nicht kannten, aßen sie unreife Äpfel und hatten Bauchweh“, sagt er und pflückt dabei drei leuchtende Exemplare vom Baum. „Das war eine harte Lektion, aber so haben sie gelernt zu warten.“

Der 38-Jährige zieht seinen beigen Hut mit dem bunten gewebten Band wieder auf und macht einen Kon-

trollgang durch die Apfelplantage. Hier und da zupft er Blätter ab, befühlt die reifen Früchte und schneidet Äste zurück. Seit drei Jahren erntet Roberto in den bolivianischen Anden Äpfel, mittlerweile besitzt er 82 Bäume. Von oben betrachtet, ein kleiner grüner Fleck inmitten einer kargen Landschaft, in der ansonsten die Farben Hellrot, Ocker und Graubraun dominieren. Karg und gleichzeitig atemberaubend. Verantwortlich dafür sind die durch den Klimawandel zunehmende Trockenheit und die massive Abholzung. Majestätisch ragen die bolivianischen Anden in den Himmel. Mitten in der Gebirgskette, an einem Berghang auf knapp 3.000 Metern, befindet sich das Dorf Tumuyo. Es liegt in der Region Tapacarí, 80 Kilometer von der Großstadt Cochabamba entfernt. 40 Familien zählt das Dorf. Sie wohnen in einfachen Lehmhütten, die oft nur einen einzigen Raum haben.

Robertos achtköpfige Familie konnte sich zuletzt einen richtigen Luxus leisten. Seit Kurzem bewohnen sie ein Steinhaus mit mehreren Zimmern und Fenstern. Dank Robertos Äpfeln. Ein Baum bringt in einem

Oben: Ricardo Crespo Torrico (rechts) ist Agrarökonom und leitet die „Pastoral de la Tierra“, ein Projekt für nachhaltige Landwirtschaft in der Region Tapacarí.

guten Jahr rund 18 Kilogramm Äpfel. Im letzten Jahr habe er 5.000 Bolivianos (umgerechnet rund 650 Euro) mit dem Verkauf der Früchte eingenommen, berichtet er stolz. „Die Äpfel verkaufen sich unglaublich gut.“

RETTUNG STADT?

Roberto, der unter seiner traditionellen Jacke ein nachgemachtes Fußballtrikot des FC Arsenal trägt, ist in extremer Armut aufgewachsen. Sein halbes Leben musste er hungern, trotz täglicher harter Arbeit. Seine Familie wusste nicht, wie sie sich ernähren sollte. Die Erde gab nicht genug her – nur kleine Kartoffeln und ein wenig Mais. Deswegen war Roberto entschlossen, in die Stadt zu ziehen, so wie die meisten Dorfbewohner seines Alters, die meist schon lange weg sind. Die Aussicht auf einen Job und somit regelmäßige Mahlzeiten war verlockend. „Ich blieb wegen meines Vaters. Er wollte, dass wenigstens einer seiner vier Söhne die Felder der Familie bewirtschaftete“, erzählt er.

Unten: Roberto Condori mit seiner Frau Justina und vier seiner sechs Kinder vor ihrem Steinhaus.



Bolivien war und ist das Armenhaus Südamerikas, und dennoch: Das Land gehört zu den am stärksten wachsenden Volkswirtschaften des Subkontinents. Zwischen 2006 und 2015 erzielte es ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von über fünf Prozent. Aus dem sogenannten Entwicklungsland wurde ein Land mit mittlerem Einkommensniveau. Das liegt an der Politik des seit 2006 regierenden Präsidenten Evo Morales, der ein Entwicklungsmodell fördert, das auf dem Abbau von Bodenschätzen und exportorientierter Agrarindustrie beruht. Die Verlierer dabei sind allerdings häufig die Kleinbauern. Ausländische Investoren treiben den Abbau von Bodenschätzen voran

und kaufen immer mehr Land auf, um großflächig Agrarprodukte für den Export anzubauen. Dieser Konkurrenz ist die ländliche Bevölkerung nicht gewachsen, auch wenn die Regierung sie unterstützt und die Infrastruktur auf dem Land verbessert.

Viele suchen deshalb ihr Glück in den Städten. In den letzten 17 Jahren stieg die Bevölkerung von Cochabamba um 25 Prozent an. Der Hauptgrund: Landflucht. Die Stadtverwaltung von Cochabamba ist mit dem Zustrom überfordert, Lösungen für die Menschen auf dem Land bietet sie allerdings auch nicht. Anders die katholische Kirche: Seit 30 Jahren setzt sie sich in den ländlichen Gemeinden für die Menschen und den Erhalt der Natur ein.

GLAUBE UND VERTRAUEN

Dort, wo Roberto lebt, gelangt kaum etwas hin – kein Bus, keine Müllabfuhr, kein Strom. In den 1990er-Jahren kamen der deutsche Padre Axel Gerling und

der bolivianische Agrarökonom Ricardo Crespo Torrico in die abgelegene Landpfarre und begannen, eine Pastoral im Einklang mit der Natur und ausgerichtet auf die Kultur und Bedürfnisse der Menschen aufzubauen. „Es war nicht einfach, wir wurden beschimpft und angegriffen, genauso diejenigen, die uns vertrauten und unsere Methoden anwandten. Die Menschen sind hier sehr misstrauisch“, berichtet Ricardo Crespo, der selbst Quechua-Indigener ist, wie die meisten Bewohner dieser Region.

Vor 30 Jahren begann er in der Region Tapacará, zusammen mit einigen Bauern, Terrassenfelder an- →



Der Bauer Roberto Condori (links) im Gespräch mit dem Agrarökonom und Seelsorger Ricardo Crespo Torrico.

zulegen. Dabei wird das Regenwasser gefiltert und länger gespeichert. In der regenarmen Region ist das eine vorteilhafte Technik, die schon frühesten indigenen Kulturen bekannt war, jedoch verloren ging. Genauso wie die Kenntnisse über Mineralien und Nährstoffe, die reichlich in den Felsen vorhanden sind und guten Dünger abgeben. „Wir müssen dieses Wissen wiederherstellen“, sagt Ricardo Crespo, der zum kleinen Seelsorger-Team der Pfarrei gehört. „In Verbindung mit modernen landwirtschaftlichen Techniken können wir viel erreichen – aber immer auf Augenhöhe und ohne ein Abhängigkeitsverhältnis zu schaffen.“ Und ohne Agrargifte.



„Mittlerweile haben wir uns an die neuen Methoden gewöhnt, für uns ist es normal, so zu arbeiten. Das werden wir nicht mehr vergessen und auch weitergeben. Es liegt jetzt in unseren Händen“, sagt Roberto. Seit 1999 arbeitet er mit Ricardo Crespo zusammen. Zuerst in einem Aufforstungsprojekt. Der Bedarf an Holz ist groß: Als Baumaterial und als Brennholz wird es täglich genutzt und auch in der Stadt wird der Rohstoff gebraucht. Aber ans Aufforsten dachte lange niemand. So sieht die einst bewaldete Region heute traurig aus, die Erde ist den gleißenden Sonnenstrahlen ungeschützt ausgesetzt und trocknet weiter aus. Gleichzeitig regnet es weniger: Statt sechs dauert die Trockenzeit inzwischen sieben Monate, und damit steigt die Verdunstung. Jeder schattenspendende Baum ist eine Wohltat. Von denen wachsen heute im und um das Dorf Tumuyo einige, vor allem Eukalyptus-Bäume, die als Brennholz genutzt werden, und Kiefern, deren Holz als Werkstoff beliebt ist und das zu guten Preisen verkauft werden kann. Und seit ein paar Jahren auch die exotischen Apfelbäume.

Als Ricardo Crespo den Vorschlag machte, Äpfel anzubauen, zögerte Roberto zunächst. „Äpfel sind in dieser Region nicht heimisch, sondern Pfirsiche“, erklärt er. Doch dann fasste er Mut und traute sich als Erster, Apfelbäume zu pflanzen: mit Erfolg. „Ricardo hat mir die Pflanzen gebracht, mich ermutigt und unterstützt. Nach drei Jahren konnte ich die erste Ernte einfahren“, berichtet Roberto. „Unsere Ernährung hat sich dadurch unglaublich verbessert. Und die Äpfel verkaufen sich so gut!“ Ein schüchternes, aber stolzes Lächeln huscht über sein Gesicht.

ZUKUNFT AUF DEM LAND

Zu dem Projekt, das vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird, gehören auch Gottesdienste, Begleitung und Beratung in lebenspraktischen und religiösen Fragen, Jugendarbeit sowie der Bau von Wasserspeichern. Daneben ist es Ricardo Crespo wichtig, dass die ansässigen Bauern Selbstbewusstsein entwickeln und Stolz darauf sind, ihre Lebenssituation aus eigener Kraft zu verbessern. „Ich weiß mittlerweile so viel – das kann mir keiner mehr nehmen“, sagt Roberto, „und ich habe noch so viele Wünsche und neue Ideen. Leider fehlt mir meist die Zeit, sie umzusetzen. Aber ich habe große Lust, so weiterzumachen.“ Der ruhige Roberto wird kurz richtig ausgelassen, seine Augen leuchten. In der Region Tapacarí hat sich niemand vorstellen können, dass aus der trockenen, von Steinen durchsetzten Erde mehr herauszuholen ist, als winzige Kartoffeln und ein wenig Mais. Heute erntet Roberto dicke Kartoffeln, Mais, Gemüse, Äpfel. Genug, dass es zum Leben reicht, und so viel, dass er einen Teil davon sogar verkaufen kann. „Heutzutage ist es nicht mehr nötig, in die Stadt zu fahren, nur, wenn wir dort etwas verkaufen wollen.“

Roberto befestigt mit Ricardo Crespos Hilfe das grüne Netz an zwei Holzpfählen, von denen der Wind es losgerissen hatte. Als Dank darf der Agrarökonom und Seelsorger sich zwei Hände voll Äpfel mitnehmen. Auch Robertos Söhne, die ihrem Vater nach der Grundschule täglich bei der Feldarbeit helfen, schnappen sich noch jeder zwei Äpfel. Bei den Apfelbäumen arbeiten sie am liebsten – wegen der Früchte und des kühlen Schattens der Bäume. Roberto läuft den Berghang hinauf, an der Grundschule vorbei, über den Platz vor dem Gemeindehaus bis hin zu seinem Haus. Dabei grüßt er fröhlich seine Nachbarn, die ihm zuwinken. „Früher gab es hier viele Konflikte, viel Streit. Heute ist es ruhiger geworden. Friede kehrt ein, wenn die Ernte fürs ganze Jahr reicht und niemand hungern muss.“ □

Ricardo Crespo Torrico leitet die „Pastoral de la Tierra“, ein Projekt für nachhaltige Landwirtschaft in Tapacarí in der Nähe von Cochabamba.



„Ich glaube an die Kraft der Natur“

Die von Hunger bedrohten Bauern in den bolivianischen Anden lehrt er alternative und ökologische Anbaumethoden, damit sie von ihrer Ernte leben und zusätzliche Einnahmen generieren können. Ricardo Crespo Torrico ist Agrarökonom und Seelsorger, Bauer und Wissenschaftler. Christina Weise hat mit ihm darüber gesprochen, was ihn antreibt und was wir voneinander lernen können.

Du arbeitest als Agrarökonom und Seelsorger. Wie passt das zusammen?

Die Natur gibt uns alles, was wir brauchen. ‚Suchet, so werdet ihr finden‘ steht in der Bibel. Christ sein bedeutet, solidarisch zu sein. Wenn in Zukunft Menschen hungern, weil ich nichts getan habe, dann habe ich auch Schuld daran. Gott hat die Welt geschaffen und sah, dass es gut war. Wir sind nun verantwortlich dafür, dass seine Schöpfung am Leben bleibt.

Du stammst aus einer indigenen Bauernfamilie. Kennst du daher die traditionellen Techniken, die du jetzt weitergibst?

Teilweise. Allerdings komme ich aus einer anderen Region, wo die Voraussetzungen für Landwirtschaft ganz anders sind. Dort ist es sehr grün. Zudem gibt es nicht nur das alte indigene Wissen, sondern viele verschiedene Techniken, die sich je nach Region unterscheiden. Einige davon sind fast vergessen. Am meisten habe ich daher durch den Austausch mit anderen gelernt – mit anderen Indigenen, aber auch mit Europäern. Wir können alle voneinander lernen, wenn wir uns respektieren.

Was können wir Deutsche von den Indigenen in Bolivien lernen?

Im Einklang mit der Natur zu leben, mit ihr zu kommunizieren und ihre Antworten richtig zu deuten. Sie um Erlaubnis zu bitten, wenn zum Beispiel ein Baum gefällt werden muss. Nicht die materiellen Dinge sind das Wichtigste im Leben, sondern Bäume, Flüsse, Berge. In allem steckt ein Teil von Gott.

Tapacarí ist eine sehr abgelegene Region. Ist die Regierung hier präsent?

Sie bemüht sich. Es gibt positive Entwicklungen. Häuser werden renoviert und Straßen ausgebessert. Davon profitieren die Menschen, aber das allein reicht nicht zum Überleben. Für eine gute Ernte müssen die Menschen lernen, den Boden richtig zu bearbeiten, Terrassenfelder anzulegen. Lange standen die Probleme der Landbevölkerung nicht auf der politischen Agenda. Das ändert sich, aber es fehlt an Effizienz.

Wie blickst du in die Zukunft?

Hier hat sich einiges zum Positiven verändert. Die Menschen arbeiten nachhaltig, sorgen für sich und die kommenden Generationen. Ich glaube an die Kraft der Natur, sich zu erholen. Das schafft sie aber nur, wenn wir sie schützen.